

Editorial

Vor 150 Jahren, am 28. April 1853, ist Johann Ludwig Tieck gestorben. „Der König der Romantik hat das Zepter niedergelegt und ist in jene geheimnisvolle Welt zurückgekehrt, die er ein Menschenleben hindurch zu entschleiern suchte.“ Mit diesen oft zitierten Nachrufworten hat Friedrich Hebbel das Andenken des bedeutenden Toten respektvoll wegfeiern wollen, samt seinem irrlichternden Gefolge, dem „träumerischen Novalis mit der blauen Blume [...], Achim von Arnim mit dem Zauberspiegel, [...], Theodor Hoffmann mit dem krausen Lehrbrief des wahnsinnigen Kreisler, Friedrich Fouqué mit phantastisch zugestutztem Schnurrbart und altertümlichen Sporen“. Boshafterweise unterscheidet Hebbel gar nicht zwischen den Gestalten der lichtvoll-weltbürgerlich frühen und denen der trüben, auch ideologisch verdüsterten späten Romantik, die von Tieck nie als Fortsetzung der Berliner und der Jenaer Anfänge anerkannt worden ist. Eine deutliche Zäsur will Hebbel ziehen zwischen dem „phantastischen Jugendtraum“ ‚der‘ Romantik und jener realistischen Gesinnung, die bei seinen Generationengenossen „zur Wahrheit, zur Wirklichkeit, zu männlichem Ernst geworden“ (Marx) – kaum mehr eingedenk des tiefen Einflusses, den der reife Tieck durch Werk und persönliche Zuwendung auf das seine geübt hatte. Weiser klingen da die Worte, die der Schleiermacher-Schüler Karl Leopold von Sydow an Tiecks Sarg gesprochen hat: „[...] nur zu leicht entschwindet dem Gedächtnis der Menschen, wie das errungen und geworden, was sie mühelos genießend besitzen, und der gedankenlose Sinn ist in Gefahr, mit der Anschauung der Arbeit seiner Wohltäter auch die Früchte dieser Arbeit zu verlieren. So soll es nicht sein in unsrem Verhältnis zu Tieck, so kann es nicht kommen in seinem Verhältnis zum deutschen Volke.“

Und doch – gerade so ist es gekommen, und nicht erst posthum. Als der Bonner Historiker Johann Wilhelm Loebell vom Plan des Tieck-Vertrauten Rudolf Köpke erfährt, „Erinnerungen an das Leben des Dichters“ zu veröffentlichen, schreibt er ihm 1854: „Es gehört Mut dazu, in dem Sinne, wie Sie es vorhaben, über unsern verewigten Freund zu reden. Ich weiß nicht, ob es in der gesamten Literatur ein

zweites Beispiel gibt von einer die lautwerdende Kritik so beherrschenden Gehässigkeit gegen einen solchen Autor.“

Gewiss ist die deutsche Literaturgeschichte reich an Exempeln für maßlose Verkennungen und ebenso maßlose Überschätzungen. Aber Tieck scheint *der* Sonderfall schlechthin. In der besten Zeit hatte sein Autorenruhm den fast sämtlicher Zeitgenossen überschattet; der Zauber seiner Persönlichkeit hatte das Seinige dazu getan. Die ihn auf den Schild hoben, waren die führenden Köpfe der sogenannten idealistischen Philosophie, die Schöpfer der frühromantischen Dichtung, der klassisch-romantischen Musik, der zeitgenössischen Malerei. Noch im Bildungskanon der Kaiserzeit stand Tiecks Name unangefochten neben dem Goethes und Schillers. Man könnte vermuten, das Verblassen der außerordentlichen Hochschätzung des Dichters Tieck sei das Ergebnis einer allmählich sich durchsetzenden Ernüchterung, an deren Ende die definitiven und begründeten Urteile Rudolf Hayms, Friedrich Gundolfs oder Emil Staigers stehen. Gundolf hat den Lebenslauf Tiecks auf folgende witzige Formel gebracht: „Er fing als Unterhaltungsschriftsteller niedrigen Niveaus an, [...] er hörte als Literaturpreis und Unterhaltungsschriftsteller hohen Niveaus auf. Um die Mitte seines Lebens gehörte er zur eigentlichen Romantik durch lyrische Gedichte, lyrische Romane, Märchen und Spiele.“ Staiger sieht in Tieck den eigentlichen Zersetzer des Guten, Edlen und Schönen, der Ideale der klassischen Zeit, einen fragwürdigen Bahnbrecher einer fragwürdigen Avantgarde, die in der „Kloakenpoesie“ der Dürrenmatt und Beckett ihre ganze Verächtlichkeit offenbaren wird. Tieck habe das Wesen- und Substanzlose emanzipiert, seine Dichtung sei ohne Mark und Nachdruck. „Blutlos“ heißt er auch bei den Nazis. Ihr kulturideologisches Zentralorgan, die *Zeitschrift für Deutschkunde*, publiziert Artikel, in denen Tieck Weltbürgertum, „zersetzende Intellektualität“, Anhänglichkeit an jüdische Salons, dezidiierter Antimilitarismus, „Nest“- und „Vaterlandsbeschmutzung“, namentlich das Zu-weit-Treiben der so genannten „romantischen Ironie“ angekreidet werden. Nicht von ungefähr sei dies eine literarische Haltung, die in des Juden Heinrich Heines Werk „literarisches Prinzip“ geworden sei.

Wie lässt sich in äußerster Kürze Tiecks Werk charakterisieren? Thematik am wirkungsvollsten dadurch, dass man Gundolfs (diesmal positives) Urteil unterschreibt, wonach ohne Tieck eine romantische sowie eine Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts so nicht existiert hätte. Von der Wiederbelebung des Volksbuchs und der mittelalterli-

chen Dichtung über die Schöpfung des Kunstmärchens, einer extrem artifiziellen und geschmeidigen Lyrik, den Künstlerroman und die selbstreflexive Märchenkomödie (Büchner, Grabbe, Brecht, Pirandello, Giraudoux, Ionesco) bis hin zur Schauer-, ja zur Kurzgeschichte (was wären Hoffmann oder Kafka ohne Tieck gewesen?), endlich zur Schaffung der Novelle, die ganz organisch zur Periode des sogenannten bürgerlichen Realismus überleitet, ist thematisch und formal der Blütenstaub versammelt, der in den Dichtungen der Zeitgenossen, erst recht der Nachlebenden aufgegangen ist – auch da, wo über der Wirkungsgeschichte der Name des Autors vergessen wurde. Tieck hat Cervantes' Hauptwerk übersetzt; unwegdenkbar ist seine lebenslange Forschung über Shakespeare im reichen Kontext der elisabethanischen Epoche; seine besondere Liebe freilich galt Aristost und Boccaccio. Nie ist es ihm in den Sinn gekommen, die deutsche Literatur der antiken, der italienischen, der spanischen oder der angelsächsischen an die Seite zu stellen.

Und Tiecks eigenes Werk? Es schwebt über ihm, das souverän vom Gruseligen, ja Grauenhaften ins Heitere und Witzige spielt und von dort ins Dialogische, Kritische und Narrative zurückkehrt, – es schwebt über ihm eine eigene Anmut, die zuerst August Wilhelm Schlegel bemerkt hat, der überhaupt für den Entdecker des Dichters gelten darf.

Sie hat ihren Niederschlag in einer ganz eigenen Federleichtigkeit der Tieck'schen Sprache gefunden, die im klobigen Deutschen kaum ihresgleichen findet. Tieck hatte gemeint, eine Wahrheit und nicht eine Schwäche ins Werk zu setzen, wenn er durch seine Sprachbehandlung die Einsicht vermittele, dass unsere Seele schwerelos ist wie der Äther und transparent wie das Nichts.

Tiecks gedenkt dies Jahrbuch gleich doppelt: durch den aktualisierenden Forschungsbericht eines der besten Tieck-Kenners weltweit, der die negativen Urteile der zweiten Stunde gehörig zurecht rückt, und durch einen Artikel der Rubrik *Romantik und Moderne*. Darin wird Tiecks Theorie der „Empfindungsreihe“, nach der der natürliche Sprachrhythmus Generator der Versmelodie zu sein habe, auf Richard Wagners ganz ähnliche Überzeugung bezogen, es sei der Versrhythmus, aus dem sich die Melodie zu „rechtfertigen“ habe. Wagners berühmte „musikalische Prosa“ und die Aufhebung des Gegensatzes von identisch wiederkehrendem Thema und Variation in der „total gewordenen Durchführung“ haben hier ihren Ursprung – und für das

Geburtstagskind Adorno, das in diesem September 100 Jahre alt geworden wäre, fällt dabei auch ein Glückwunsch ab.

Zwei besondere ästhetische Überraschungen: Dem letztgenannten Text ist eine CD beigelegt, die die Musikbeispiele zum Erklingen bringt (dies gibt Gelegenheit, den Labels Orfeo International Music, Philipp Classics Production und RCA für die Überlassung der Rechte zu danken). Die andere: Der Künstler Bernd Lehmann hat den Band mit wunderschönen Radierungen aus Leben und Freundeskreis des Dichters Adelbert von Chamisso geziert, die die Chamisso-Expertin Alexandra Hildebrandt liebevoll und sachkundig kommentiert.

Mit dem Dialog zwischen dem Anarchisten Michail Bakunin und seinem akademischen Lehrer Friedrich Wilhelm Joseph Schelling knüpft das *Athenäum* an die (zu) lange unterbrochene Tradition der *Geistergespräche* wieder an.

Unter den Miszellen bietet das Jahrbuch einen aus den (Hallenser) Quellen entzifferten, erstmals edierten und kompetent kommentierten spannenden Brief Johann Christoph Hoffbauers – des Philosophen, dessen *Anfangsgründe der Logik, nebst einem Grundrisse der Erfahrungsseelenlehre* Novalis für seine frühesten philosophischen Aufzeichnungen benutzt hat (NS II, S. 191) – über die Napoleonische Besetzung Halles. Parallelen zur Besetzung Bagdads durch die „Allianz der Willigen“ sind schwer aus dem Sinn zu verbannen. – Ebenso gediegen historisch rekonstruiert ist die Erinnerung an den herrlichen Park der ‚deutschen‘ Zarin Katharinas II. in Pawlowsk bei St. Petersburg, der literarische Größen und dichterische Leitmotive teils in Erinnerung bringt, teils verständlich macht. – Es gibt schließlich einen Bericht, der die Bedeutung des Leibnizianers Johann August Eberhards würdigt und insbesondere zeigt, worin eigentlich der immer wieder vermutete, aber nie deutlich gemachte Einfluss auf seinen begabtesten Schüler, Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher, eigentlich bestanden hat. Der Artikel gibt grundsätzlich Gelegenheit, an einem prominenten Fallbeispiel darüber nachzudenken, wie falsch die übliche Wirkungsgeschichte forterzählt wird, wonach der so genannte Deutsche Idealismus ganz aus (der Umarbeitung von) Kants Kritizismus zu verstehen sei.

Die Artikel des Jahrbuchs (sofern nicht schon gewürdigt) sind unabgesprochener Weise vereinigt durch die Anstrengung zur liebevollen Differenzierung eingefleischter Pauschalansichten: Das Phänomen

Romantik ist vielschichtiger, als wir es uns in unseren kühnsten Résumés zuzugestehen gewagt haben. In konstellationsforscherischer Tradition wird zunächst ein wenig, wenn nicht un-bekannter Einfluss Friedrich Philipp Immanuel Niethammers auf Schellings Ernstnehmen von Persönlichkeit und Individualität in des letzteren kritischer Umbruchphase aufgedeckt. – Einen ebenso mutigen wie gedrängten Gesamtblick auf das romantische Phänomen wagt der Artikel zur „Dialektik der Romantik“. Rückblickend vom blasiert-postrevolutionär-feudalen und doch merkwürdig faszinierten Blick eines *Schach von Wuthenow* auf ‚die‘ Romantik wird deren ganze Vertracktheit vielfältig beleuchtet und auf den Punkt gebracht: Hier gibt es kein retrogrades Einrasten in vormoderne Glaubensüberzeugungen, sondern hier zieht eine Generation eine radikale und extrem vielstimmige ästhetische Konsequenz aus der Gewissheit des unwiederbringlichen ‚Todes Gottes‘. – Den aus enttäuschter Liebe motivierten, aber seelisch lange vorbereiteten Freitod der Caroline von Günderrode und den daran andockenden Mythos, der Leben und Werk der Dichterin verdunkelte, deutet grundsätzlich neu, komprehensiv, kontextsensitiv, wach, nüchtern und kenntnisreich ein Text aus, wie er es nennt, „kulturanthropologischer“ Perspektive. – ‚Gibt es ein höheres Drittes über dem möderischen Kampf der Geschlechter? Hat Odysseus’ Wort, wonach es in der Natur nur Kraft und deren Widerstand gebe, allgemeine Geltung?‘ So wird Kleists *Penthesilea* befragt, und ein differenziertes ‚Ja‘ auf die erste und ein ebenso fein mit Goethes *Iphigenie* abgestimmtes ‚Nein‘ auf die zweite Frage sind die Antwort des Autors. Wie könnte Penthesilea Küsse und Bisse verwechseln, wären beide einfach dasselbe? – Zwei Reden Rudolf Borchardts und Hugo von Hofmannsthals aus dem Jahr 1927 werden schließlich in einem geduldig und unvoreingenommen argumentierenden Artikel als Grenzsteine ausgemacht, zwischen denen sich die rechts-national-konservative (Carl Schmitt) und die liberale Romantik-Rezeption Friedrich Meineckes bewegen, beide mit einer Fülle von Belegen vorgeführt. Freilich: In dem Maße, wie die Wirkungsgeschichte durch solche Studien durchsichtig gemacht wird, wird zugleich deutlich, mit welchem Material arbeiten muss, wer heute – angesichts der unvergleichlich besser und reicher erschlossenen Quellen – über so etwas wie die ‚politische Romantik‘ urteilen will.

In bewährter Tradition bietet der Band eine Reihe gelungener Buchbesprechungen. Hier könnte in Zukunft, wie es in der Vergangenheit der Fall war, mehr geleistet werden, damit das *Athenäum* auch als Maßsetzendes Rezensionsorgan ins allgemeine Bewusstsein der Zunft tritt.

Die Herausgeber hoffen, im kommenden Band den früher zu stark zurückgetretenen musikästhetischen Aspekt der Romantikforschung wieder in Erscheinung zu bringen. Außerdem weisen sie künftige Beiträger(innen) nachdrücklich darauf hin, dass eingesandte Texte, die die (am Ende des Bandes detaillierten) Regeln der Satzeinrichtung missachten, kommentarlos zurückgesandt werden.